Nr. 67.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17½ Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährl. 25 Sgr.; außerhalb des preußisch. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3½ Kr.

Siegen, den 20. August 1844.

Uebersicht.

Ueber den einjährigen freiwilligen Militärdienst in Preußen.
Korrespondenzen: Vom Main und Rhein (der Handel Menschengebeinen). — Aus Westphalen (die Zehntenfrage).
Die große Revolte in Brackwede.
Demagogie und Patriotismus in Rheda.
Denkmal für Herder.
Die Bedeutung der Chemie und der chemischen Schulen (Fortsetzung).
Zur Literatur und Unterhaltung: Vom Harze. Von Ferdinand Freiligrath. — Schornsteinfegerschwänke (Fortsetzung). — Bemerkungen über England nach Kohls Reisen (Fortsetzung). — Literatur-Bericht. — Mannigfaltiges. — Kartoffelbier als Ersatz für den Branntwein. — Steckbrief. Gedicht.
Literarischer-Anzeiger.

△ Ueber den einjährigen freiwilligen Militärdienst in Preußen.

Siegen, 19. August.

Neuerdings sind in Preußen mehrere Veränderungen im Militärwesen vorgekommen, besonders in Bezug auf die Militärschulen aber Maßregeln bereits vorgeschlagen, welche noch wichtigere Aenderungen herbeiführen werden. Wahrscheinlich wird man in Folge derselben auch die Bestimmungen über den einjährigen freiwilligen Dienst in Erwägung ziehen, und Mancherlei darin modifiziren. Wir wissen nicht, ob man dabei die Vorschläge, welche ein ungenannter Schriftsteller in einer kürzlich zu Berlin erschienenen Broschüre gemacht hat, in Betracht ziehen werde; sie enthalten aber so manches Beachtenswerthe, daß wir sie durch diese Blätter weiter zu verbreiten nicht für unangemessen erhalten, dabei die Gelegenheit benutzend, um einen andern, hieher gehörigen Punkt mit einigen Worten zu besprechen.

Zuerst erhielten durch die Kabinetsordre vom 3. Septbr. 1814 die jungen Leute gebildeter Stände, welche sich selbst kleiden und bewaffnen können, die Erlaubniß, auf ein Jahr in die Jäger- und Schützenkorps einzutreten. Nach der Instruktion vom 19. Mai 1816 wurden aber alle freiwilligen Soldaten berechtigt, die Linientruppen zu wählen, bei denen sie dienen wollten, und die Annahme der Freiwilligen zugleich als dazu dienend bestimmt, daß sie ihrem Studium nebenbei obliegen können. Diejenigen sind aber, genauer gesagt, berechtigt, welche für die zweite Klasse eines Gymnasiums oder, nach einem späteren Zusatze, für die erste einer Realschule das Zeugniß der Reife besitzen. Weiter setzte die Kabinetsordre vom 5. März 1820 fest, daß die einjährigen Freiwilligen hinfort nicht mehr gehalten sein sollten, sich Waffen und Lederzeug aus eigenen Mitteln zu beschaffen, sondern dieselben ihnen aus den Vorräthen mit der Bedingung gegeben werden sollen, nach der Dienstzeit sie in brauchbarem Zustande abzuliefern; dagegen sollen sie bei der Geld- und Brotverpflegung ausfallen, und fernerhin auf öffentliche Kosten nur freies Quartier erhalten. Ausnahmsweise sollen aber einzelne arme Studirende vollständig verpflegt und mit Waffen versehen werden, wogegen sie sich die Bekleidung, wie bisher, zu beschaffen haben. Diese Freiwilligen gehören zur etatsmäßigen Stärke der Truppentheile, alle übrigen werden als überzählig betrachtet.

Unmittelbar nach dem Kriege galt als Regel, daß jeder gesunde junge Mann zur Ableistung seiner Militärpflicht gelangen werde. Es war damals also der einjährige Dienst eine große Begünstigung. Dieselbe nahm an Werthe ab, als die Bevölkerung so zunahm, daß etwa nur die Hälfte aller kriegsbrauchbaren Mannschaft wirklich zum Dienste im Frieden gelangte. Dies geschah durch die Einrichtung, daß ein Theil der Militärpflichtigen nur 6 Monate als Kriegs-Reserve-Rekrut, noch ein anderer nur 6 Wochen als Landwehr-Rekrut diente; andererseits durch die Einrichtung des Loosens nach dem Gesetz vom 15. April 1825; von dem Loosen wurden die Freiwilligen ausgeschlossen. Der einjährige Freiwillige hat also in Betracht, daß die Dienstzeit bei der Infanterie auf 2 Jahre herabgesetzt ist, daß nur die Hälfte der kriegstüchtigen Mannschaft zum Dienste gelangt, also die durchschnittliche Dienstzeit für jeden preußischen Unterthan im Frieden nur ein Jahr ist, daß junge Leute, die zum dreijährigen Dienste als zu schwach befunden werden möchten, dennoch als einjährige Freiwillige herangezogen werden sollen, keinen besonderen Vortheil mehr.

Der bestimmte Zweck, der bei der Einrichtung des einjährigen Militärdienstes vorschwebte, die fortgesetzten Studien zu erleichtern, ist zwar erreicht, jedoch über denselben hinausgegangen, indem die größte Zahl der dazu Berechtigten und wirklich Eintretenden die Studien nicht fortsetzt. Ausgeschlossen sind aber immer noch Diejenigen, welche sich das geforderte Maß von Schulkenntnissen nicht erworben haben. Da aber der ursprüngliche Zweck nicht mehr festgehalten ist, so scheint es überhaupt auch unnöthig, an die geforderten Bedingungen die Qualifikation zum Militärdienste zu knüpfen. Es würde vielmehr wohlthätig für den Staat sein, wenn das Vorrecht des einjährigen freiwilligen Militärdienstes jedem Unterthan ertheilt würde, der sich über seine Moralität und seine Mittel ausweisen kann.

Gerade bei dem Handwerker- und Bauernstande ist die mehrjährige Entfernung des Sohnes dem Geschäfte oft sehr nachtheilig, während eine einjährige wenig Nachtheil bringt, oder es ist eine nur einjährige Entfernung oft so erwünscht, daß der Handwerker und Bauer gern für diesen Preis die Kosten der Equipirung und Erhaltung übernehmen würde. Es wäre damit nicht nothwendig zu folgern, daß alle diese Freiwilligen Offiziere bei der Landwehr würden, vor wie nach würde man nach einer Prüfung die durch Bildung und Erfahrenheit im Dienste sich Auszeichnenden zu dieser Charge wählen.

Die Folgen dieser Ausdehnung des Rechtes zum einjährigen freiwilligen Dienste wären manche: Es würden zuerst die Departements-Prüfungs-Kommissionen überflüssig werden, die allgemeinen Ersatzbehörden alle Verhältnisse leiten können. 2) Die Zahl der Freiwilligen würde sich bedeutend vermehren, man müßte dieselben ihren Kreisen auf das jährliche Kontingent anrechnen, so daß zwei einjährige Freiwillige auf einen gewöhnlichen Ersatzmann gerechnet werden müßten; 3) dann würden auch die einjährigen Freiwilligen der Zahl nach in den Etat der Truppen treten und man vielleicht bestimmen müssen, wieviel solcher Freiwilligen höchstens bei jeder Kompagnie stehen dürfen. 4) Durch die Vermehrung der einjährigen Freiwilligen würde sich auch die Zahl der ausexerzirten Soldaten des Staates sehr vermehren; dienten z. B. in jeder Infanterie-Kompagnie jährlich 10 Freiwillige, so würde dies in der Folge ein Landwehr-Bataillon um etwa 100 Mann gegen die jetzige Stärke vermehren. 5) Bei der großen Ueberzahl der brauchbaren Militärpflichtigen über das Friedensbedürfniß wäre nicht zu erwarten, daß für Artillerie, Kavallerie, Garde u. s. w. nicht genug Mannschaft vorhanden sein möchte. 6) Es würde durch die Ausdehnung jenes Rechtes kein Stand, kein Recht beeinträchtigt werden. 7) Die Kosten der jährlichen Erhaltung eines Infanteristen, die sich auf 50 Thlr. veranschlagen lassen, sind für viele Handwerker und Ackersleute nicht so hoch, daß sie nicht darum von dem Rechte Gebrauch machen sollten. 8) Daß der Zustand des Heeres dadurch verschlimmert werden würde, diese Besorgniß wird so leicht wohl nicht laut werden. Man ist in neuester Zeit darüber, daß der eigentliche Militärdienst in kurzer Zeit erlernt werden könne, so einig geworden, daß man einen andern Vorschlag noch weiter gemacht hat. So viel Beifall nämlich die Turnübungen auch bei der Jugend gefunden haben, so würde doch noch ein größerer Ansporn für eine recht lebendige Theilnahme darin liegen, wenn der Staat den fleißigen und gewandten Turnern einen besondern Vortheil zuwenden wollte. Wie sehr die Gewandtheit auf dem Turnplatze den militärischen Uebungen zu Statten kommen wird, liegt auf der Hand. Es möchte daher der Vorschlag nicht unzweckmäßig sein, daß der Staat die Dienstpflicht guter Turner um ein Bedeutendes abkürzen möchte, woraus denn weiter folgen würde, daß viele junge Leute, um diese Begünstigung zu genießen, länger den Schulunterricht mitbenutzen würden. Freilich wäre dies ein ganz äußerlicher Antrieb, ein äußerliches Mittel zur Verbreitung geistiger Bildung; aber man weiß ja wohl, wie viele Leute so äußerlicher Motive bedürfen; nachher wird der Segen guter Erziehung und Bildung doch immer anerkannt.

Wenn nun, um auf den obigen Vorschlag zurückzukommen, der einjährige Militärdienst allgemein freigestellt würde, so würden dadurch jedenfalls große Ersparnisse dem Militäretat erwachsen. Treten z. B. in eine Kompagnie jährlich nur 10 Freiwillige ein, so würde dies für 126 Infanteriebataillone 5040 Mann betragen, wodurch jährlich eine Viertel Million Thaler erspart würde. Diese Ersparnisse schlägt nun unser Berliner Schriftsteller vor, zur Verbesserung der Unteroffiziersgehalte zu verwenden. Er geht dabei von dem richtigen Satze aus, daß die Unteroffiziere in dem Heere am unentbehrlichsten sind und am schlechtesten besoldet werden. Daher hat auch die Zahl der Aspiranten bedeutend abgenommen und nimmt noch bedeutend ab, so daß unter ihnen gar keine Auswahl möglich ist. Für den Krieg sind sie als Stamm besonders wichtig, um so wichtiger, als die Dienstzeit kürzer geworden ist. In dem Laufe der Zeit ist der Preis der Bedürfnisse gestiegen, das Gehalt nicht im Verhältnisse; daher die in's Militär Eintretenden durch die Besorgniß, ganz von Sorgen niedergedrückt zu werden, vom weiteren Fortdienen zurückgehalten werden. Schreiber lassen sich wohl auf Kapitulation ein, weil sie ganz unentbehrlich sind, aber sie sind für den praktischen Dienst nicht brauchbar. Würde aber das Einkommen verbessert, so würden sich gewiß für diesen wichtigen Posten viel mehr tüchtige Männer melden.

*Korrespondenzen.

Vom Main und Rhein, im August 1844.

Es ist ein böses Zeichen, wenn der Frevler bei Anhörung seiner eigenen Thaten nicht durch die Regung des Gewissens von neu zu begehenden abgehalten wird.

Wenn man so ganz unbefangen den rege gewordenen Spekulationsgeist unserer heutigen Handelswelt überlegt, so geräth man freilich in Zweifel, ob man

wache oder träume, und mit Erstaunen beobachtet, wie, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, dieser Zeitgeist Alles so scharf in's Auge faßt, damit ihm ja Nichts entwischt, was Geld oder Gewinn abwirft, auch geht er so konsequent zu Werke, daß er sich weder um Recht noch Unrecht, um Lob oder Tadel, wenig oder gar nicht interessirt, hat er nur seinen Zweck — Geld, das Metall erreicht, das nun einmal zur Weltbeherrscherin sich usurpirte. Wir wollen hier nicht die Fruchtwucherer, ihre Gewinne und Fallimente, auch noch nicht den, zum schändlichen Betrug, erhobenen Handelsartikel der Runkelrüben- und Wallnußblätter, womit ehr- und gewissenlose Tabacks- und Cigarren-Fabriken in Deutschland das gutmüthige Publikum um sein gutes Geld betrügen, erwähnen, sondern wir meinen den schändlichen und strafbaren Handel mit

Menschen-Gebeinen.

Es sind noch nicht zwei volle Jahre hinter uns hinabgerollt, als wir diesen, die Menschheit entehrenden und strafbaren Handel in dem „Rheinland", redigirt vom Dr. Wüst, besprochen und der Oeffentlichkeit übergeben haben, wodurch wir der gerechten Erwartung Raum gaben, daß die einschlagenden weltlichen als geistlichen Behörden, Veranlassung nehmen, und diesem schändlichen Unwesen ein Ende machen würden. Aber, leider! wie es scheint, haben wir uns in unserer Erwartung getäuscht, indem von einem solchen schuldigen Einschreiten, nicht nur Nichts geschehen, sondern mußten zu unserem größten Leidwesen und zur Schande der Menschheit, neuerdings vernehmen, wie es sogar soweit gekommen sei, daß es Gemeinden gebe, welche ihre Todtenhöfe haben ausgraben lassen, und die Gebeine ihrer ehrwürdigen Vorfahren und Anverwandten, an gewinnsüchtige Knochenhändler, zum Besten der Gemeinde- und Kirchen-Kasse verkauft haben sollen!? — welche alsdann, als Kaufmannsgut an Salmiak- und Knochenmehl-Fabriken, an Potaschsiedereien und Zuckerrafinerieen, gleich den thierischen Knochen, abgeliefert werden. — Wir wollen hier, um Manchem, und besonders dem lieben zarten Geschlechte, keine Ekel erweckende Veranlassung zu geben, die gehörige Definition, bei dem Genusse des weißen Zuckers, hinweg und sie dem eigenen Nachdenken der geehrten Leser überlassen.

Wir würden indessen großen Zweifel in diese Angabe setzen, wenn nicht der Zufall uns überzeugt hätte, daß wenigstens der Handel mit menschlichen Ueberresten, heute noch, wie vor mehren Jahren, im Gange sei, indem wir, unter einer Schiffsladung Knochen, eine große Anzahl menschlicher Gebeine vorfanden, deren Quantität sogar auf einen Handel en gros und auf die Bestätigung obiger uns mitgetheilten Angabe schließen läßt.

Aber, wo wird es noch hinkommen! wenn diesem Uebel nicht bald und mit aller Strenge gesteuert wird? — Wo wird es hinkommen! wenn bei dem gemeinen und größeren Volkshaufen, der ohnedies durch überspannten Liberalismus und freien Menschenrechte locker geworden, der Glaube an die Ewigkeit und die uns beigebrachte Lehre, der einstigen Auferstehung, als Firlefanz und Chimäre betrachtet werden sollten!! — Wo wird es hinkommen! — dann wird die Zeit nicht mehr ferne sein, wo alle Bande bürgerlicher und christlicher Ordnung sich auflösen und Denen zum Schrecken werden, deren Pflicht es heute ist, diese Uebel und Schändlichkeiten durch energische Maßregeln abzuändern und den schrecklichen Folgen vorzubeugen.

Dieses ist und bleibt Aufgabe der Bischöfe und aller Geistlichen, ohne Unterschied der Konfession, welche hierdurch mehr Verdienst und Hochachtung für Religion und Glaube, bei dem Publikum einärnten würden, als durch ihr gehässiges, und unchristliches Benehmen gegen die gemischten Ehen, wodurch sie, gegen ihren Beruf und Stand, die christliche Seelenruhe, die häusliche Glückseligkeit und den Wohlstand ganzer Familien und Gemeinden in ihren Fundamenten erschüttern und untergraben, welche Handlungsweise, ihnen und ihrem ehrwürdigen Stande, nur zur Schande und Verachtung gereicht und sie, beim Volke, durch ihr Predigen auf der Kanzel, über Christenliebe, nur lächerlich machen muß.

Haben die Staatsregierungen durch energisches Einschreiten gegen die, Thronen und bestehende Ordnung umstoßenden geheimen Verbindungen, ein Ziel zu setzen, Mittel ergriffen, warum geschieht dieses nicht gegen die ihr Haupt öffentlich und frech erhebenden Umtriebe katholischer Geistlichen und der damit in Verbindung stehenden jesuitischen Propaganda? — oder scheinen diese, nun allerwärts auftauchenden geistlichen, den Thronen und der gesetzlichen Ordnung Hohn sprechenden Umtriebe, weniger gefährlich, als das ohnmächtige Treiben einiger Brauseköpfe? — Wir sind berechtigt andern Ansichten zu huldigen; dann ist das unchristliche Gewissen einmal mit sich selbst einig, dann fällt die Wahl der Mittel ihm nicht schwer, indem nach seinen Grundsätzen ohnedies der Zweck die Mittel heiliget.

Wir und die denkende Welt hegen inzwischen das herzliche Vertrauen und die tröstende Hoffnung, daß die Staatsregierungen dem weiteren Umgreifen, dieser geistlichen Demagogen und ihren öffentlichen Abscheu und Verachtung gebührenden, stets verbrecherischen Umtrieben, durch eben so gerechte als strenge Mittel, ein Ziel setzen werden, sie vor Gericht zu stellen, und zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Beruhigung des beleidigten deutschen Volkes aller Konfessionen, zu bestrafen wie keinen unberufenen Staat im Staate zu dulden. satis.

Die sonst üblichen Knochenhäuser auf den Friedhöfen sind allerwärts verschwunden, sei dieses nun, daß unser schwelgerisches Zeitalter an die Sterblichkeit und seine Auflösung nicht erinnert werden will, oder daß wegen der vermehrten Sterblichkeit, gegen vergangene Zeiten, die Anhäufung menschlicher Ueberreste nicht mehr stattfinden könne, so hätte doch, von den diesen Gegenstand überwachenden Pfarren, ja selbst der Bischöfe der Bedacht genommen werden sollen, daß hierfür ein besonderer Platz angewiesen würde, wo solche zur gänzlichen Verwesung begraben werden können; und ist dieses, aus Mangel an Terrän auch nicht thunlich, so dürften sie, in Gegenwart eines Ortsbeamten, auf dem Friedhofe verbrannt, und die Asche der Erde, dem heiligen Boden, welchem sie angehört, wiedergegeben werden, wodurch dem Spekulationsgeist und dem entehrenden Handel mit Menschengebeinen ein Ende gemacht würde. Dahingegen wären nun von der weltlichen Behörde, gegen Knochensammler und Verkäufer strenge Maßregeln zu ergreifen, im Betretungsfalle, sei es auch die unbedeutendste Quantität, gegen diese menschliche Hyänen, als Störer und Räuber der Gräber, exemplarisch zu verfahren.

Dieses von einem guten Katholiken.

v. Th..b.

*Aus Westphalen, 12. August 1844. Mit Verwunderung hat man hier den Aufsatz „zur Zehntenfrage" in Nr. 64. des Bürgerblattes gelesen, indem es gewiß noch nie einen Sachkenner eingefallen sein wird, daß er durch temporäre Zehntfreiheit so in die Patsche gerathen könne. Uebrigens, ohne dem Herrn Verfasser des genannten Artikels zu nahe treten zu wollen, glaubt man hier doch allgemein, daß entweder bei der Sache irgend ein Irrthum obwalte, oder sich dieselbe etwas anders wie dergestalt, verhalte, indem man von dem allgemein anerkannten Billig- und Rechtlichkeitssinn der preußischen Behörden eine solche Thatsache durchaus nicht erwarten kann und darf. Es würde daher sehr zur Beruhigung der Gemüther beitragen, wenn diese Angelegenheit auch amtlich veröffentlicht würde, da es durchaus nicht zu bezweifeln ist, daß die Sache dann in einem andern Licht erscheinen wird.

*Die große Revolte in Brackwede.

Brackwede heißt ein nahe bei Bielefeld gelegenes Dorf, dessen Wohnungen ziemlich zerstreut liegen. Hier trug sich vor ein paar Tagen folgende Begebenheit zu. Der Beamte des Dorfes hatte die Insassen, u. A. die Bleicherknechte, zur Steuerzahlung auf verschiedene Stunden bestellt. Die Bleicherknechte eines Herrn, der mit dem Beamten nicht friedlich gelebt, hatten jene Weisung überhört und erschienen sämmtlich, eine schon beträchtliche Anzahl, vor der Wohnung des letzteren; viele von ihnen trugen schwere Knittel und wie sie nun auf dem Hofe ab- und aufmarschirten, nahmen sie sich, in so friedlicher Absicht sie auch gekommen waren, doch sehr kriegerisch aus. Darob erschrak der Beamte sehr und nahm seine Flucht heimlich zum Pastor. Der Pfarrer erschien, aber auch ihm kam dieser Auftrit so bedenklich vor, daß er schnell nach Bielefeld eilte und den Landrath herbeiholte. Derselbe ließ nicht auf sich warten, und den Bemühungen der genannten Männer gelang es, die drohende Gefahr abzuwenden. Diejenigen jedoch, welche das ärgste Unheil befürchten ließen, hatte der Amtmann wohl gemerkt. Daher als die Knechte wieder auf der Bleiche waren, wurden sie, da man, hätte man sich mit wenigen Gensd'armes genahet, einen neuen Ausbruch der Wuth zu gewärtigen hatte, von einem Detaschement Liniensoldaten umringt, und die Rädelsführer zum Erstaunen der Uebrigen festgenommen. Ueber dieselben ist nun die Untersuchung verhängt. Ein wie bedenklicher Geist, setzen wir noch hinzu, verbreitet sich jetzt durch alle Klassen der Gesellschaft; was sollen wir sagen zu diesen Arbeiteraufständen, die auch in dem biedern Westphalen Fuß zu fassen drohen. Mögen die Gefahren abgewendet werden!

*Demagogie und Patriotismus in Rheda.

In dem kleinen westphälischen Orte Rheda lebt der bekannte Literat und Arzt Dr. Lüning. Vor dessen Wohnung sammlt sich neulich kurz vor Mitternacht ein Haufe Volkes und wirft ihm die Fenster ein. Dazwischen tönt der Ruf: „Heraus mit den Demagogen! Nieder mit dem Gottesleugner!" Dr. Lüning tritt an's Fenster. Die Ruhestörer treten in die Dunkelheit zurück. Er redet zu ihnen und fordert sie auf, ihm die Ursache dieser Störung zu nennen. Er erhält keine Antwort. Er schlägt ihnen vor, da sie die Kühnheit gehabt, die Fenster einzuwerfen, nun auch die Dreistigkeit zu haben, vorzutreten, und da er wieder keine Antwort erhält, enthält er sich nicht, die Frevler feige Memmen zu nennen. Hierauf tritt Jemand hervor und antwortet: „Ich bin zwar nicht unter den Steineschleuderern gewesen, sondern zufällig als Zuschauer hierher gekommen; auf Ihre Forderung nenne ich mich jedoch; ich bin der Assessor Emmerich." Trotz dieser kühnen Replik soll jedoch der genannte Assessor Emmerich in Untersuchung gezogen, die Stadt Rheda aber sehr mißmuthig darneben gestimmt sein, daß sie neben Gesecke die zweite der westphälischen Städte ist, in denen der Vandalismus eines rohen Mittelalters aufzuerstehen droht.

Denkmal für Herder.

Dr. Ernst Förster fordert zu einem Denkmal für Joh. Gottfr. Herder auf, der am 25. Aug. 1744 geboren wurde. Herder gehört zu den Genien der neuern Zeit, denen die deutsche Literatur ihren Ruhm, die Deutschen selbst die Höhe der Bildung verdanken, auf welche ihr Glück und ihr moralischer Einfluß über ihre Grenzen hinaus gegründet ist. Deutschland hat begonnen, das Andenken an die Wirksamkeit dieser Männer dem öffentlichen Leben durch die Kunst stets gegenwärtig zu erhalten: für Schiller, Göthe, Jean Paul u. A. sind an verschiedenen Orten Ehrenbildsäulen aufgerichtet worden. Ihnen folge nun Herder! Und die Feier seines hundertjährigen Geburtstages werde die Veranlassung zu Vereinigungen

für diesen Zweck! Die Verehrer Herder's, welche in München seinen Geburtstag begehen werden, sind vorläufig dahin übereingekommen, zur Errichtung eines Ehrendenkmals für Gottfried v. Herder gemeinschaftlich zu wirken und nach eingeholter obrigkeitlicher Bewilligung freiwillige Beiträge dafür zu sammeln. Das Denkmal soll Weimar zieren, und aus einem Standbilde bestehen, mit dessen Verfertigung der rühmlich bekannte Bildhauer Ludwig Schaller aus Wien beauftragt werden soll. Herr Förster nimmt gern Beiträge an. (Köln. Z.)

○ Die Bedeutung der Chemie und der chemischen Schulen.

(Fortsetzung.)

Eine andere wichtige Anwendung der bei der Sodafabrikation erzeugten und früher weggeworfenen Salzsäure ist diejenige zum Bereiten eines wohlfeilen und vorzüglichen Leims aus Knochen. Die Knochen bestehen aus Knochenerde und Leim: erstere wird leicht durch verdünnte Salzsäure aufgelöst, während letzterer zurückbleibt und nur in warmem Wasser gelöst zu werden braucht, um für die Anwendung fertig zu sein. Auf der andern Seite verspricht die saure Auflösung der Knochenerde ein vortreffliches Düngungsmittel zu werden. Professor Liebig hat in seinem neulichen werthvollen Werk über Agrikulturchemie diese Anwendung empfohlen. Gegenwärtig wird die fragliche Auflösung in den Leimsiedereien als nutzlos weggeworfen.

Die letzte Anwendung der Schwefelsäure, welche ich hier erwähnen will, ist eine sehr neue, und verdankt ihren Ursprung einem der gelehrtesten, jetzt lebenden Chemiker, Hrn. Gay-Lussac. Sie besteht in ihrem Gebrauch beim Affiniren oder Reinigen des Silbers.

Wie das Silber aus den Bergwerken kommt, ist es mit der Hälfte oder mehr Kupfer vermischt; auch enthält es eine geringe Quantität Gold. Es muß affinirt, d. h. gereinigt werden, und das reine oder Feinsilber wird alsdann mit der erforderlichen Menge Kupfer legirt, um das Münzsilber zu bilden.

Rauhsilber wurde früher durch Kupellation, ein Prozeß, welcher ungefähr 35 Schillinge für 50 Pfd. Silber kostet, gereinigt. Das im Silber enthaltene Gold konnte die Kosten des Ausziehens nicht ersetzen, und man ließ es daher im Silber stecken und als durchaus werthlos zirkuliren. Aber vermittelst der Schwefelsäure wird die Kupellation umgangen; das Silber wird mit höchst geringen Kosten raffinirt und das Gold bei derselben Operation erhalten; ja sogar das Kupfer, welches früher verloren ging, wird nun zu Gute gemacht, und obgleich das Gold nur $^1/_{2000}$ bis $^1/_{1200}$ vom Gewicht des Silbers beträgt, so bezahlt es, da sein Werth bei $1\,^1/_2$ Procent von dem Werth des Silbers ausmacht, nicht nur die sämmtlichen Reinigungskosten, sondern verschafft auch den Läuterern einen nachweisbaren Gewinnst. Diese schöne Anwendung der Chemie hat das sonderbare und scheinbar anomale Resultat veranlaßt, daß der Verkäufer von Rauhsilber aus der Münze genau dieselbe Quantität von Feinsilber, welche als Gehalt seiner Legirung beim Abtreiben auf der Kapelle gefunden wurde, nebst dem ganzen Kupfergehalt derselben zurückerhält, indem er so anscheinend Nichts für die Affizirungsarbeit bezahlt.

Der Läuterer erhält seinen Lohn durch das Gold, welches er zurückbehält und welches früherhin für Jedermann verloren war. Der Gewinn, welcher durch diese Verbesserung der französischen Münze bewirkt wurde, ist nachweislich ungeheuer gewesen.

Ich darf nicht länger bei Einzelnheiten dieser Art verweilen, aber im Vorbeigehen will ich erwähnen, daß es ohne den merkwürdig geringen Preis der Schwefelsäure unmöglich gewesen sein würde, eine Menge von nützlichen, noch nicht erwähnten, Artikeln zu produziren; dahin gehören die schönen Stearinkerzen, der Phosphor, die bekannten Feuerzeuge und viele andere Erzeugnisse, welche ebensowohl wegen ihrer vorzüglichen Qualität, als wegen ihrer erstaunlichen Wohlfeilheit merkwürdig sind. Die jetzigen Preise von Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure, von Soda, Seife, Glas, Phosphor ꝛc. würden ein Vierteljahrhundert früher als fabelhaft und unmöglich betrachtet worden sein. Wer kann vorhersehen, welche neue Entdeckungen oder welche Verbesserungen an alten während der nächsten 25 Jahre entstehen mögen!

Ich glaube, die vorhergehenden Betrachtungen werden es klar machen, daß unsere chemischen Fabriken einen höhern Grad von nationaler Wichtigkeit besitzen, als die Leute im Allgemeinen ahnen. Denken wir nur daran, in wie manchen Richtungen ein Steigen im Preise der Schwefelsäure nachtheilig empfunden werden müßte, daß dasselbe den Preis von Soda, Seife, Glas, Bleichpulver, Baumwolle und allen den oben erwähnten Produkten nebst manchen andern verändern würde, und dann wird es ganz natürlich erscheinen, daß die neuliche Hemmung im Schwefelhandel Krieg zu entzünden drohte. Es ist klar, daß diese Fabriken jetzt unzertrennlich mit fast jedem Zweig unseres Handels und Verkehrs verbunden sind, und daß sie nicht leiden können, ohne schwere Nationalverluste zu verursachen.

Aus diesen Thatsachen ist einleuchtend, daß die brittische Nation mehr als irgend eine verpflichtet ist, das Studium der praktischen Chemie zu beleben und zu befördern, da sie so ausgedehnte Vortheile von der Anwendung ihrer Grundsätze auf die nützlichen Künste abgeleitet hat und fortwährend ableitet. Doch forschen wir dem Gegenstande nach, so werden wir finden, daß die in diesem Lande gebotenen Gelegenheiten zum Studium der praktischen Chemie gar sehr beschränkt sind, und daß wir, was die Hauptsache ist, keine Anstalt besitzen, wo der Studirende auf eine rationale Weise die Kunst wissenschaftlicher Forschung auf dem einzigen Wege, wo solche wirklich zu machen ist, nämlich durch beständige praktische Uebung im Laboratorium, erlangen kann.

Die Elemente der Chemie müssen immer durch Vorlesungen gelehrt werden, und für diese, kann man sagen, ist in unserm Lande hinreichend gesorgt. Aber Vorlesungen reichen nicht hin; sie können den Studirenden nicht über die Elemente hinausführen, und der Gedanke: die Kunst der Forschung in Vorlesungen zu lehren, ist ganz absurd. Diese Kunst besteht im Anstellen von Versuchen in der Absicht, eine neue Wahrheit festzustellen oder irgend einen Irrthum zu verbessern.

Jedes Experiment kann als eine an die Natur gerichtete Frage angesehen werden; die beobachteten Phänomene sind die Worte der Sprache, in welcher die Natur die Frage beantwortet, und nur wenn der Forscher mit der Sprache vertraut und die Frage bestimmt gestellt ist, kann eine Antwort erwartet werden. Sind diese Bedingungen erfüllt, so wird die Antwort unfehlbar erfolgen, und der Beobachter ist im Stande, sie auszulegen.

Nun können wir im Hörsaale so zu sagen blos das Alphabet dieser Sprache, die Elemente dieser neuen Rede erlernen; dazu gehören z. B. die Eigenschaften der Materie, die Gesetze der Verbindung und die Merkmale, wodurch ein Körper vom andern unterschieden werden muß. Nur im Laboratorium können wir den Gebrauch dieses Alphabets uns aneignen, können wir mit den Worten, die es bietet, vertraut werden, können wir lernen, unsere Fragen richtig anzupassen und die Antwort zu lesen. Wenn wir so viel wissen, so können wir mit einiger Aussicht auf Erfolg an die Untersuchung gehen, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß keine Frage jemals bestimmt an die Natur in der Sprache des Experiments ist gerichtet worden, welche keine Antwort empfangen habe; daß kein Problem in der Naturwissenschaft jemals klar aufgestellt worden ist, welches nicht auf experimentalem Wege ist gelöst worden. Daher die gewaltige, die höchste Wichtigkeit einer besonderen Erziehung für den Chemiker in der Kunst der Untersuchung, oder mit andern Worten: der praktischen Chemie.

Aber praktische Chemie, oder die Kunst zu untersuchen, ist ihrer wahren Natur nach ein kostspieliges Studium, wahrscheinlich kostspieliger, als irgend ein anderer Zweig der Erziehung. Für's Erste wird ein passendes und geräumiges, für seinen Zweck besonders eingerichtetes Laboratorium erfordert; zweitens: ein vollständiger Apparat; drittens: ein großer Vorrath an Brennmaterial; viertens: eine Menge Substanzen oder Materialien, ohne welche die Chemie nicht ausgeübt werden kann, und zuletzt ein geeigneter Assistent, der im Stande ist, die Aufsicht über das Laboratorium zu führen und unter dem Professor die arbeitenden Zöglinge zu beaufsichtigen, der daneben die Experimente für die Vorlesungen vorbereitet, welche zum Besten der Anfänger stets in einer praktischen Schule gehalten werden sollten.

Das Laboratorium muß verschiedene Räume einschließen, wovon einer, der größte, den praktischen Arbeiten der Studirenden gewidmet sein sollte. Dieser Raum muß wohl mit Wasser versehen, hoch, von günstiger Lage gegen das Licht und des Luftwechsels fähig sein; er muß verschiedene Oefen und Heerde von solcher Einrichtung enthalten, daß sie die Produkte der Verbrennung abzuleiten erlauben, ein großes Sandbad zum wenigsten mit einer heißen Luftkammer; eine Blase, um für einen beständigen Vorrath von destillirtem Wasser zu sorgen, und endlich muß er mit Tafeln, Schiebkasten, Schränken, Pressen und Gestellen wohl versehen sein.

Was den Apparat betrifft, so sollte jedes für Untersuchungen bestimmte Laboratorium außer den gewöhnlichen und unentbehrlichen Artikeln von Glas, Porzellan und Metall, einschließlich der tragbaren Oefen und der Spirituslampen, noch eine oder mehrere feine, aber starke Wagen mit genau getheilten Gewichten besitzen; ferner eine oder mehrere Luftpumpen mit zahlreichen abgeschliffenen Metallplatten, die nach dem Evacuiren von der Luftpumpe losgemacht, und in diesem Zustande aufbewahrt werden können.

Ein Vorrath von Glas- und mehreren gewöhnlichen Apparaten sollte in einem besondern Raume aufbewahrt und zum Einkaufspreise an die Studirenden verkauft werden, so daß jeder seinen eigenen Apparat hätte, wenigstens was die kleineren Artikel betrifft. Ein Blasetisch zum Glasarbeiten müßte mit diesem Raume oder mit einem andern, wo der Hauptvorrath der Materialien gehalten wird, verbunden sein. Ein kleiner heller Raum des Laboratoriums ist auch erforderlich für Wagen, Luftpumpen und andere delikate Apparate, welche von ätzenden Dämpfen könnten angegriffen werden. In diesem Zimmer sollte eine ausgewählte chemische Büchersammlung für den Gebrauch der Studirenden während ihres Aufenthaltes im Laboratorium aufgestellt, und entweder hier oder sonstwo eine Sammlung von sorgfältig geordneten und etikettirten chemischen Präparaten zum Zweck der Veranschaulichung aufbewahrt werden. Wo möglich müßte ein unteres Laboratorium oder eine kleine Küche für Operationen in größerem Maßstabe, wie Destillation von Säuren und Darstellung anderer, im Laboratorium bei der Untersuchung verbrauchter Stoffe, vorhanden sein; und für einen bedeckten Tisch in der freien Luft müßte gesorgt sein, für die unangenehmen und ungesunden Prozesse, welche oft vorkommen. Wie sich von selbst versteht, muß ein Keller für Brennmaterial vorhanden sein. Schließlich muß der Hörsaal wo möglich an das Laboratorium stoßen, damit alle bei den Vorlesungen erforderlichen Apparate, Materialien und Präparate nahe bei der Hand sind.

Dies ist eine kurze und unvollkommene Skizze von Dem, was in einem Laboratorium, wo die Kunst des Untersuchens gelehrt werden soll, unumgänglich nöthig ist. Mit Bedauern sage ich, daß es schwerlich eine Universität in unserm Lande und nur wenige auf dem Kontinent gibt, von denen behauptet werden kann, daß sie die eine Hälfte dieser nothwendigen Einrichtung besitzen. (Forts. f.)

Zur Literatur und Unterhaltung.

Vom Harze.*)

Wahre Geschichte. 1843.

O stille, graue Frühe!
Die Blätter flüstern sacht;
Der Hirsch hat seine Kühe
Zum Waldrand schon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da steht und stampft er schon!
Im Busch ruhn die Kossathen,
Der Vater und sein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den rost'gen Flintenlauf.
„Ein Hirsch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenoth, halt drauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß ich gute Birsch!
Sie sehn zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirsch!

Fortstieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor und stemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Bursch, Du zielest wacker!
Sieh selber, grad' auf's Blatt!
Gott segn' es unserm Acker —
Der frißt sich nicht mehr satt!

„Dem ist kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffst Du, Fritze?
Rasch! gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird schon kalt!" —
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förster aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilts! Aufspringt das Paar,
Reißt aus und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar!
Der Förster bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh, Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?"

Umsonst! — Da rasch zur Wange
Hebt er der Büchse Wucht;
Zielt — kalt und fest und lange!
Was — Menschen? — auf der Flucht?
Gleichviel! er drückt — ein Knallen!
Halloh, das heiß' ich Glück!
Den Alten sieht er fallen —
Er traf ihn in's Genick.

In seiner eignen Gerste,
Da liegt der knoch'ge Mann;
Als ob das Herz ihm berste.
Aufstöhnt er dann und wann.
Sein Blut, dem Wamms entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur;
Warm sickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie sitzt im stillen Neste —
Da schießt das Blut herein!
Aufschwirrt sie gleich zur Veste,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im ersten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenspitzen
Es schmetternd dann zurück!

Das ist ein kräft'ger Regen,
Das ist ein kostbar Sprüh'n!
Das ist ein Lerchensegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinrast über's Feld,
Und heulend dann umschlungen
Den todten Vater hält!

Fort, Bursch! Was noch umklammern
Die starre Mannsgestalt!
Fort nun, und laß Dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird schon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit Deinem rothen! — Sieh,
Ankeuchend schon die Hunde —
Herr Gott, zum Halali!

Stracks ruhn auf einem Karren
Der Hirsch und auch der Mann!
Zum Roth- und Schwarzwildsscharren
Fortgeht es durch denn Tann!
Fortgeht's in Einer Hetze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? — die Gesetze
Vollstreckt er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Geknirsch —
Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille —
Ja so, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Canaille,
Wirft man in's Hundeloch!

Da starrt er trüb durch's Gitter;
Ein Lei'rer steht am Thor,
Der singt zu seiner Zitter
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht
Durch Wälder und durch Felder,
Der Jäger und die Jagd!"

Ferd. Freiligrath.

*) Als Probe aus dem Rheinischen Taschenbuche für das Jahr 1845, herausgegeben von C. Dräxler-Manfred, Frankfurt bei Sauerländer. Bereits im „Kursaal" abgedruckt.

---

*Schornsteinfegerschwänke.

(Fortsetzung.)

Gerade um dieselbe Zeit ging auch eine Spukgeschichte im Wohnhause des Windmüllers Flügelmeier vor. Dieser, der sich nach Lieschens Verschwinden längst nach einer anderen Braut umgesehen hatte, war im Begriff in wenig Tagen Hochzeit zu halten. Seine Braut war die Tochter eines benachbarten Pachters, ein sanftes junges Mädchen, die dem strengen Vater gehorchte und mit Zittern und Zagen ihre Einwilligung gegeben hatte. Das arme Wesen sah mit traurigen Blicken in die Zukunft; denn ihre Ehe schloß nicht die Liebe, sondern der Vortheil. Da legte sich der Himmel in's Mittel und wandelte des Müllers Sinn, daß er seine Geierkrallen, die er nach dem hülflosen Täubchen ausstreckte, zurückzog.

Es war Morgens vier Uhr. Flügelmeier dehnte sich behaglich im Bette, das für einen Elephanten breit genug gewesen wäre. Eben graute das erste Morgenlicht am Fenster. Da wurde er plötzlich durch eine eiskalte Hand geweckt, die über sein Gesicht strich. Er schlug erschrocken die Augen auf und wollte vergehen vor Entsetzen, als er des Müllers Mause Lieschen todtenbleich in nassen Gewändern vor sich stehen sah. Sie blickte ihn gespenstisch an und sprach mit dumpfer feierlicher Stimme: „Flügelmeier! Flügelmeier! Du hast Deine drei Weiber durch Härte und Grausamkeit unter die Erde gebracht. Mich hast Du in den nassen Teich gejagt, wo ich eine Beute der Fische wurde. Du willst eine vierte heirathen, die auch ihren Hochzeitstag nicht lange überleben wird. Flügelmeier! Flügelmeier! thue es nicht; denn Deine Tage sind gezählt. Bald wirst Du vor Gott stehen und Rechenschaft ablegen müssen, über Deine Thaten auf Erden." Der Geist endete. Flügelmeier; der vor Schreck kein Glied regen konnte, bekam einen Schlag mit dem Zipfel des nassen Schleiers in's Gesicht. Dann war der Geist durch die Kammerthür verschwunden.

Ueber eine halbe Stunde lag der dicke Müller in Schweiß gebadet noch in seinem Bette. Während der Zeit ging die Sonne auf. Da kroch er voll Todesangst heraus, kleidete sich an und verließ die Stube. Noch schlief Alles im ganzen Hause. Nur die Schornsteinfegergesellen aus der nahen Stadt — es waren Wilhelm Kratz und sein Lehrbursche — fegten den Schlot. Der Müller blieb ein Viertelstündchen in der Küche und plauderte mit Wilhelm, fragte ihn auch, ob er wohl an Geister glaube.

„Geister?" sagte Wilhelm lachend, „daß ich ein Narr wäre, an das dumme Zeug zu glauben. Ammenmärchen aus der Kinderstube her. Wenn der Baum gefällt ist, liegt er und verfault. Wer todt ist, läßt sein Gucken. Mir sollte einmal ein Gespenst erscheinen, ich wollte es mit meinem Besen gehörig nach Hause treiben."

„Frevler!" tönte Lieschens Stimme ganz in der Nähe. Wilhelm fuhr erschrocken dem Müller auf den Leib. Flügelmeier umklammerte ihn und sprach ängstlich: „Habt Ihr gehört? Das war ihre Stimme."

„Wessen Stimme?" fragte Wilhelm.

„Die der todten Liese Mause, welche die Fische verspeist haben," stammelte Flügelmeier.

„Was sagt Ihr da? Seid Ihr bei Sinnen?"

„Nicht anders. Doch laßt uns weg von hier, es ist hier nicht geheuer."

„Ungeheuer!" tönte Lieschens Stimme wieder.

„Weh mir! weh mir!" schrie Flügelmeier und lief der Thüre zu. Wilhelm wollte ihn halten; doch der Dicke riß sich los, und schrie Zeter durch's ganze Haus. Die Mägde kamen aus dem Bette, die Gesellen aus der nahen Mühle, die Hunde bellten. Keiner wußte, was geschehen. Eine allgemeine Verwirrung herrschte im Hause. Flügelmeier lag auf der Hausflur und ächzte und stöhnte. Der Schreck hatte ihn sprachlos gemacht. Die Gesellen hoben ihn auf, trugen ihn in die Stube und in's Bette. Man schickte in der Angst nach der nahen Stadt um einen Arzt. Der kam, faßte des Müllers Puls und erklärte einen Aderlaß für nothwendig. Bald wurde dem Dicken eine Kanne Blut abgezapft und dadurch einem hitzigen Fieber, das im Anzuge war, zuvorgekommen. Doch mußte er mehre Tage das Bett hüten, ehe er sich von dem Schrecken des gespenstischen Lieschens vollends erholte. Zur Hochzeit hatte er seit diesem Tage alle Lust verloren. Er schrieb dem alten Pachter ab und ließ ihm sagen, sein Alter und sein defekter Gesundheitszustand erlaubten ihm nicht mehr, eine junge Frau zu nehmen. Der Pachter war wüthend, weil ihm der reiche Schwiegersohn entging. Seine Tochter aber dankte Gott auf den Knieen, daß er sie vor dem kolossalischen Flügelmeier bewahrt hatte. Sie heirathete einige Monate darauf einen armen, aber redlichen Bauernsohn, mit dem sie glücklich und zufrieden lebte. Flügelmeier aber blieb ehelos bis zu seinem Tod.

Des Mittags, als Wilhelm nach Hause kam und seinen Eltern nebst Sabinchen die Spukgeschichte erzählte, wollte die letztere sich todt lachen. Sie hüpfte auf einem Beine in der Stube herum und jubelte: „So ist's recht. Das dicke Ungethüm soll kein Mädchen mehr unglücklich machen." Auch der Lehrbursche war an diesem Tage ausgelassen lustig. Ueberhaupt hatte er seit einiger Zeit das Heimweh verloren. Er ging jetzt tüchtig mit zur Arbeit; aber niemals kroch er in den Schlot hinein, sondern fegte nur so weit, als er auf dem Heerde stehend mit seinem Besen reichen konnte. Im ganzen Hause war er der Liebling; denn er war fröhlich, aber zugleich sanft und bescheiden und hatte sogar seit kurzer Zeit sich in Lottens Gunst zu setzen gewußt, indem er ihr oft in der Küche half und ihr manch kleines Geldgeschenk an Jahrmarkts- und Kirmeßtagen machte. (Forts. f.)

---

*Bemerkungen über England nach Kohls Reisen.

(Fortsetzung.)

14. Die größte Baumwollenmanufaktur.

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill" (Orell's Mühle) genannt. Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühlen nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im Geringsten gedacht wird. Für ein wildes unkultivirtes Volk, das weiter kein Räder- und Maschinenwerk kennt, als die Getreidemühle, wäre es freilich sehr natürlich; aber bei einem so wesentlich manufakturirenden und erfinderischen Volke, wie das englische, sollte man einen passenderen Ausdruck zu finden erwarten. Sie haben freilich auch den Namen: „factories," aber „mills" ist viel allgemeiner.

In der Orell'schen „Mühle", sagte man mir, würde ich alle die neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen. Und seit der Zeit Hargrave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's und Watt's, welche Männer alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baum-

wollenmaschine hineinfügten, hat jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erscheinung gebracht.

Eines der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehend der dreißiger Jahre ist die sogenannte „selfacting mule“ (der von selbst agirende Maulesel) der Herren Sharp und Roberts. Diese „selfacting mule“ ist nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte dies Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese weiter Nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Vertheilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Die anderen Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere, nicht genannte Manipulationen werden sammt und sonders von der Maschine ausgeführt. Es wäre vielleicht möglich, daß man in Zukunft noch das Magazin für rohe Baumwolle und das zur Aufbewahrung der fabrizirten Baumwollenwaaren so mit der Fabrik selbst in Verbindung setzen könnte, daß die letztere die rohe Baumwolle auf der einen Seite von selbst ohne Zuthun der Menschen empfinge, und auf der anderen die fertige Baumwolle auch von selbst wieder packetweise in das Magazin niederlegte. Vollkommen undenkbar aber scheint es, daß man je eine Maschine so empfindlich machen könnte, daß das Reißen eines der kleinen Baumwollenfäden einen Einfluß auf sie übte, und daß eine Vorrichtung dabei getroffen werden könnte, die diese kleinen Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen vermöchte. Das Anknüpfen der besagten Fäden scheint also das einzige Geschäft zu sein, welches immerfort in den Händen der Menschen bleiben wird.

Sogar das Füttern des Ofens in den Dampfmaschinen mit Kohlen hat man den Menschen entwunden. Auch dies geschieht jetzt mittelst Maschinen, die man „sellfeeders“ (Selbstfütterer) nennt. Ich hatte schon in einer Fabrik in Leeds einige solcher Seelfeeders, die sich jetzt mehr und mehr in den englischen Fabriken verbreiten, gesehen. Man kennt sie, wie man mir sagte, in England erst seit 8 Jahren. Aber den vollkommensten sah ich hier in der Orell'schen Fabrik, wo es darauf ankam, eine ungeheure Dampfmaschine von 240 Pferdekraft regelmäßig mit der ihr nöthigen Quantität von Kohlen zu versehen. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen.

Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügeln, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird. Die Flügel dieses Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle aufhäufen, sondern, in einem gleichmäßig vertheilten Regen hereinfliegend, sich darin vertheilen. Auch können di. Leute das Rad so stellen, daß dieser Kohlenregen entweder stärker oder schwacher wird. Die Arbeiter haben Nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Oeffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Viele große Mills sind erst allmälig zu ihrer jetzigen Größe angeschwollen, und die verschiedenen neueren Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen worden. Diese Orell'sche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf ein Mal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet worden ist.

Es ist eine vollständige Baumwollen-Faktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 „Looms“ (Webestühle). Diese befanden sich alle in einem und demselben Raume, dem „Weaving-room“ (Webezimmer), in dem 650 Mädchen beschäftigt waren. Das schnurrende Getreibe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusche wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der „Power-loom“ (der von Dampfkraft getriebene Webestuhl) — unsere Fabrikanten sollten dies kurze Wort übersetzen und dafür den Ausdruck „Kraft-Webestuhl“ annehmen — arbeitet nicht nur 10 Mal so rasch als der „Hand-loom“ (Hand-Webestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel egaler, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist als der, den die menschliche Hand gibt.

Jeder Loom bringt in einem Tage ein Stück Kaliko zu Wege. Die ganze Fabrik fertigt also an einem Tage 1300 Stück Kaliko oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (mit Abrechnung der Festtage) 390,000 Stück Kaliko. In den oberen Räumen des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande bringen konnten. Es gibt Prozesse in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist*). Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Prozesse an, so würde daraus hervorgehen, daß jene 1,000,000 Menschen, die sich, mit Maschinen bewaffnet, in England mit der Baumwollen-Fabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in früheren Zeiten 100 Millionen Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit 50 Jahren wahrscheinlich so viele Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesammte frühere Menschengeschlecht in einer langen Reihe von Jahrhunderten.

Im Ganzen genommen waren in England 1838 130,000 Powerlomms für Baumwolle in Arbeit. Nach dem Vorigen liefern dieselben 39 Millionen Stück Kaliko im Jahre, wenn sie mit Ausnahme der Festtage immer beschäftigt sind.

Verdient der Besitzer einer solchen immensen Fabrik auch nur einen Schilling auf jedes Stück Kaliko, so gibt ihm dies jährlich eine Ausbeute von 390,000 Schillingen oder etwas mehr als 400,000 Franken. Und man begreift daher, wie solche Vermögen, wie das des Vaters von Sir Robert Peel, das jährlich eine Revenue von 50,000 Pfund Sterling gibt, aus solchem Maschinengewirre hervorgehen konnten.

Die Fabrik hat ihre eigene von Dampfkraft getriebene Wasserspritze, die das ganze, 6 Stock hohe Gebäude beherrscht und es von oben bis unten in wenigen Augenblicken sogleich mit einer enormen Quantität Wasser überschütten kann. Die Leute wollten die Spritze, um uns ihren Erfolg zu zeigen, spielen lassen. Kaum war aber das Wasser in die Pumpe eingetreten, so winkten viele Menschen zu den Fenstern hinaus und schrieen. Wir ließen die Dampfmaschine stoppen, und als wir hineinkamen, fand sich zu unserem Schrecken, daß in wenigen Augenblicken eine halbe Etage überschwemmt worden war. Die Oeffnungen der oberen, durch das ganze Gebäude laufenden Röhren waren nicht geschlossen gewesen und hatten zwischen der Baumwolle eine arge Sündfluth veranlaßt.

Wie gesagt, diese Fabrik war eine der bestein-

*) Dies behauptete hinsichtlich des Spinnens einer der besten Kenner in dieser Sache, Mr. Kennedy, im Jahre 1815. Und jetzt gilt es ohne Zweifel in einem noch weit höheren Grade.

gerichteten. Nichtsdestoweniger fand ich die Luft in den Räumen abscheulich und zum Ersticken. In den kleineren Fabriken soll es manchmal gar arg mit der Luft in diesen stets von Baumwollenstaub und von der Ausdünstung so vieler Menschen erfüllten Räumen beschaffen sein.

Dabei erschreckte auch die ungemeine Enge der kleinen schmalen Gänge zwischen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern, und der Fußboden war dabei geölt und so glatt, wie eine Eisfläche, wahrscheinlich, damit kein Schmutz sich darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden dahin glitten.

Ein 200 Fuß hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte alle ihre Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Bestimmungen über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz alle Bestimmungen über die Fabriken sind in dem sogenannten „Factories-Regulation-act“ (Faktorei-Regulirungs-Gesetz) enthalten, und Auszüge aus diesem Gesetze waren in einem Vorraume der Fabrik angeschlagen, wie z. B. solche Bestimmungen, daß „Good Friday“ (der gute Freitag, Charfreitag) und „Christmass-day“ (das Weihnachtsfest) Feiertage seien und daß es außerdem noch 8 „half-holidays“ (Halbfeiertage) gäbe, — daß in den Fabriken Kinder unter 9 Jahren gar nicht, Kinder zwischen 9 und 13 Jahren nur 9 Stunden am Tage, Kinder über 13 Jahren aber bis 12 Stunden beschäftigt werden dürften. (Forts. f.)

Literatur-Bericht.

Einige Bedenklichkeiten zur Grün'schen Vorlesung über wahre Bildung, von Wilhelm Kayser. Münster und Minden, 1844. Wundermann. 5 Sgr.

Das Deutsche Bürgerblatt enthielt in Nro. 46 einen Bericht über die Vorlesung Karl Grün's in Bielefeld. Obgleich der Inhalt der Rede dort nur mitgetheilt war, werden doch daraus schon die Leser die oft verworrenen Ansichten und Begriffe des Redners erkannt haben. Ein Herr W. Kayser hat sich nun die Mühe gegeben, einige Bedenklichkeiten über die Rede laut werden zu lassen. Er hätte sich aber diese Mühe sparen sollen, da er viel weniger Geschick, als sein Antagonist besitzt, über Gegenstände der theoretischen und praktischen Philosophie etwas Tüchtiges vorzubringen. —118.

Lieder und Sprüche der Minnesinger. Mit einer grammatischen Einleitung und sprachlichen Anmerkungen von B. Hüppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Koesfeld. Ein Anhang enthält Tauler's Lieder. Münster, Regensberg. 1844. 1 Thlr. 10 Sgr.

Seitdem die deutsche Sprache Gegenstand gründlicherer Forschungen geworden, ist uns erst die reiche Poesie unserer Vorfahren erschlossen. Gedichte, die früher kaum dem Namen nach bekannt waren, wie der Perzival, der Tristan, die Gudrun, die Gedichte Konrads von Würzburg, sind durch die trefflichen Bearbeitungen der neuesten Zeit schon weit verbreitet. Wir lernen immer mehr die Schönheit dieser Poesieen, ihre Einfachheit und Erhabenheit, ihre Innigkeit und Tiefe, ihre Zartheit und Feinheit bewundern. Wir sehen in ihnen eine ganz andere Zeit, als die des klassischen Alterthums, sich vor unsern Blicken entfalten, wir sehen hier die Berechtigung des Gemüthes anerkannt. Noch einen besonderen Reiz haben für uns jene Poesieen als die Poesieen unser Vorfahren, welche in ihnen ihre Gefühle über Alles, was sie in Staat und Familie bewegte, niederlegten. Ist die Dichtung überhaupt die reinste Blüte des Geistes und der klarste Ausdruck des innern Menschen, so müssen auch jene

Poesieen als der treueste Spiegel des bunt bewegten Mittelalters unser Interesse in Anspruch nehmen. Daher haben auch die Uebersetzungen, sowohl der lyrischen Gedichte, besonders durch Simrock, als auch der epischen, wieder durch Simrock, namentlich in seinem großen Heldenbuche, durch San Marte u. A., denen wir auch die eben erschienene Bearbeitung und Beendigung des Tristan von Kurtz anschließen, großen Beifall im Vaterlande gefunden. Wie alle Uebersetzungen aber das Original nicht treu wiederzugeben vermögen, immer der zarteste Schmelz verloren geht, so auch dort. Viele werden daher die vaterländischen Dichtungen des Mittelalters in der Ursprache gern lesen wollen, bisher aber durch die Schwierigkeiten, welche sich dem schnellen Verständniß entgegenstellen, abgehalten sein. Ist nun auch in neuester Zeit, besonders durch die zweite, mit einem Wörterbuche versehene Ausgabe des altdeutschen Lesebuches von Wilhelm Wackernagel, diese Schwierigkeit sehr erleichtert, so ist doch noch immer der Weg offen, diese Arbeit noch leichter zu machen. Zu diesem Ende hat Hr. Hüppe eine Auswahl der schönsten Lieder und Sprüche der Minnesinger herausgegeben, gleich unter den Text aber die sprachlichen Anmerkungen gesetzt, welche ein Wörterbuch somit überflüssig machen. Ueberdem ist eine kurze mittelhochdeutsche Formenlehre hinzugefügt, um dem Verständniß zu Hülfe zu kommen. Den Gedichten geht jedesmal die Biographie des Dichters voraus. Da nun außerdem der Text die neueste und beste Rezension befolgt, so können wir nicht anders, als dies Buch unseres werthen Landsmannes aufrichtig allen Denen, welche in das innere Leben unserer poetischen Ahnen hineinschauen wollen, empfehlen; deren aber sind gewiß recht Viele. —118.

Geschichte des großen Helden und Herzogen Heinrich des Löwen und seiner wunderbaren, höchst gefährlichen Reise. Frankfurt am Main, Brönner. Gedruckt in diesem Jahre.

Es ist keine Frage, daß die älteren deutschen Volksbücher eine weit gesundere Nahrung sind, als die schalen und frivolen Romane, welche man heutiges Tages so schnell als möglich dem Auslande zu entlehnen pflegt. Man hat daher, was mit Dank anzuerkennen ist, neuerdings diese alten Volksbücher hergestellt, indem man sie in der jetzt herrschenden Schriftsprache herausgab. Unter diesen Bearbeitungen steht die von Simrock oben an, von der wir hier in der oben angeführten Geschichte ein Bändchen besprechen. Diese Bearbeitung hält sich so streng, wie es möglich ist, an Sprache und Geist der alten Bücher, will auch dadurch ganz, wie jene, Volksbuch sein, daß sie Holzschnitte in den Text einfügt. Jene berührte Dichtung enthält nun die ziemlich bekannte Geschichte des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der Löwe genannt, seit er mit dem vom Lindwurm erlösten Löwen umherzog. Nach sieben Jahren kehrt er nach Braunschweig zurück, findet seine Frau eben im Begriff, sich wieder zu vermählen, gibt sich ihr durch den Ring, den er im Wein ihr schickt, zu erkennen, und feiert dann die fröhliche Rückkehr. Merkwürdig ist die Rolle, welche in dieser Geschichte der Teufel spielt. Der Teufel naht dem Herzog auf dem Meere und verkündet ihm, daß ein fremder Fürst mit seiner Gattin sich vermählen wolle. Der Herzog ist sehr betrübt, widersetzt sich erst dem Antrage Satans, der ihn nach Braunschweig durch die Lüfte tragen will, wenn er sich ihm ergebe, läßt sich aber dann auf den Vorschlag ein, daß Satan ihn nach Braunschweig bringe und auf den Giersberg niederlege, daß hier der Herzog auf ihn warte, bis der Löwe auch herbeigebracht sei, und, wenn er von Satan dann schlafend gefunden werde, ihm eigen werde. Der Herzog wird durch die Lüfte hingebracht und verfällt von Müdigkeit in tiefen Schlaf. Als aber der Löwe kommt, fängt er so an zu brüllen, daß sein Herr erwacht, der Teufel aber ärgerlich den Löwen so zu Boden wirft, daß es kracht;

Denn so der Herr geschlafen,
Verlor er Seel' und Leib;
Gott wollt es anders wenden,
Von ihm kommt alles Heil!
Er nahm in diesem Leben
Ihn aus so großer Noth,
Wollt seiner ferner pflegen,
Half ihm bis in den Tod.

So eben erhalten wir das 7. Heft dieser Simrockschen Volksbücher, welches die Historie von der schönen Magelone von Neapel und dem Ritter Peter von Provenze mit den silbernen Schlüsseln enthält. —118.

Reinhart Fuchs. Aus dem Mittelniederländischen zum Erstenmal in das Hochdeutsche übersetzt von A. F. H. Geyder, Doktor beider Rechte. Breslau, Aderholz. 1844. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Thiersage läßt sich in die älteste Zeit zurückführen. „In den Sagen von Reinhart dem Fuchs," sagte Jakob Grimm, „ist altgermanischer Waldgeruch zu spüren." Alle diese Sagen von Fuchs, Wolf, Bären, dessen Königthum über die Thiere man später auf den Löwen übertrug, sind in die frühen Zeiten hinaufzurücken, wo der Mensch vertraulicher mit der Thierwelt lebte, wo er in den thierischen Instinkten eine Begabung höherer Art erkannte, ja verehrte. Die Spuren des Vorhandenseins solcher Sagen in Deutschland lassen sich bis in's siebente Jahrhundert verfolgen, wo sie, wie auch später vorzugsweise, in den Niederlanden ihren Sitz hatten. Haben sie gleich manchen Zug mit griechischen Fabeln gemein, so ist man dadurch noch nicht zu der Annahme genöthigt, daß sie daher entlehnt seien; denn die Thiersage unterscheidet sich ihrem Wesen nach von der didaktischen Fabel, wenngleich später auch das didaktische Element in jene eindrang. Die vorhandenen Darstellungen von Theilen dieser Sage reichen bis in's 10. Jahrhundert hinauf. Schon in diesem Jahrhundert wurde in Klöstern die Thierfabel zu mimischen Darstellungen gebraucht, und von da bis in's 12. Jahrhundert bieten lateinische Mönchspoesieen den Faden der Forschung. Die Dichter derselben sind in den nordwestlichen Grenzländern Deutschlands zu Hause, vornemlich in Flandern; dorthin hatte sich schon im 10. Jahrhundert die Sage hingezogen. Daher ging der Stoff auch in die nordfranzösische Poesie über, die vom 12. Jahrhundert an die Hauptquelle dieser Sagendichtung blieb, so daß sie von daher der deutschen Poesie wieder zurückfloß. Nach dem Französischen dichtete im 12. Jahrhundert Heinrich der Glicheser, der im Elsaß seine Heimath hat, den Reinhart Fuchs in hochdeutscher Mundart; von dieser Bearbeitung haben wir nur Bruchstücke. Gleichfalls aus französischer Quelle schöpften die flamändischen Dichter des Reinaert.

Eine niederdeutsche Ueberarbeitung des Reinaert ist Reineke de Vos, entstanden um 1470 — 90, angeblich von Heinrich von Alkmaar, vielleicht von Nikolaus Baumann. In dieser Bearbeitung tritt das didaktisch-satyrische Element stark hervor; sie traf günstig in eine Zeit, wo Habgier und Sinnenlust im Fuchspelz einhergingen, wo das Hofleben mit seinen Ränken, das Verderbniß der Geistlichkeit die Stimmen der Zeit gegen sich aufriefen. Daher machte gerade im 16. Jahrhundert, in dieser lebendigen Zeit, wo man Alles zu reformiren bemüht war, das Gedicht so große Wirkung, indem es den Fluß kindlich naiver Volkssage in das moderne Leben reinigend hereinleitete. Auch war die niederdeutsche Sprache noch in ihrer Blüte und weitverbreitet. Erst jetzt hatte sich die deutsche Sprache diese Dichtung wieder angeeignet. Groß ist die Zahl der Abdrücke; sie wurde in's Hochdeutsche und die meisten europäischen Sprachen oft übersetzt; uns ist sie durch Göthe näher gebracht.

Jenen flamändischen Reinaert, welcher jüngst von dem bekannten Gelehrten Willems in Gent in neuflämischer Bearbeitung erschienen ist, und dessen erster Theil wenigstens in's 13. Jahrhundert fällt, bietet uns Herr Dr. Geyder hier zum Erstenmale in hochdeutscher Uebersetzung. Wir sehen daraus, daß die niederdeutsche Bearbeitung sich auf diese flamändische stützt; aber so groß ist die Schönheit der alten niederländischen Dichtung, daß jede spätere Ueberarbeitung derselben selbst wieder als ein originelles Werk erscheint und ergötzendes Behagen gewährt, und dies läßt sich nur daraus erklären, daß der Stoff der Dichtung nicht durch Willkür geschaffen, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangen ist. Was die Dichter, was die Bearbeiter hinzugefügt haben, das wird von dieser innern Wahrheit des Stoffes beherrscht, sie müssen ihr, ohne daß sie sich dessen bewußt worden, Folge geben, und indem so des Dichters Thätigkeit eine abhängige ist, tritt selbst sein Name in den Hintergrund, er verschwindet im Laufe der Zeit; denn nicht der Dichter, sondern sein Werk ist es, welches überall Eingang findet, und eben deshalb sind uns die Namen der Verfasser aller ältern im strengsten Sinne des Wortes volksthümlichen Dichtungen, seien diese nun größere Epen oder kleinere Lieder, entweder ganz verloren gegangen, oder es schwebt doch über denselben ein gewisses Dunkel. Das Volk fragt auch heute nicht bei den von ihm gesungenen Liedern unserer neueren Dichter, wer ist der Verfasser? sondern es singt aus reiner Sangeslust, und überläßt es dem Literaturhistoriker, dem Biographen, der Dichter Namen und Leben zu erforschen.

Was nun noch diese hochdeutsche Bearbeitung zu einer dankenswerthen Erscheinung macht, ist der Reichthum der angefügten Anmerkungen, welche über die zahlreichen sachlichen Schwierigkeiten, welche namentlich in den Rechtsalterthümern liegen, einen willkommenen Aufschluß geben. So, hoffen wir, wird dieses Buch viele Leser finden, und wird auch die Ueberzeugung verbreiten, daß, wie in alter Zeit zwischen Belgien und Deutschland der innigste Zusammenhang stattfand, so auch in der Gegenwart für diese verwandten Länder es sich nicht geziemt, das eben geknüpfte Band schon wieder zu lockern. —118.

△ **Zur Geschichte des Ministerialerlasses in Preußen, über die Frage- und Antwortmethode bei Universitätsvorlesungen.**

Ueber dieses Thema lasen wir eben einen trefflichen Artikel im Junihefte der Tübinger Jahrbücher der Gegenwart, wohl das Beste, was bis jetzt darüber gesagt ist. Da derselbe zu lang ist, um ihn hier mitzutheilen, so müssen wir uns begnügen, unsere Leser darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Mannigfaltiges.

— Polen. Die Grenzsperre nähert sich immer mehr und mehr der höchsten Vollkommenheit und durch die dabei angewendeten Mittel dringt sich die Ueberzeugung immer deutlicher auf, daß uns der Orientalismus näher und näher rückt. Bei den Nachrichten über die Hinwegführung der Juden wurde man unwillkürlich lebhaft an die Babylonische Gefangenschaft dieses uralten Volkes erinnert, und einen ähnlichen asiatischen Charakter trägt es, wenn man erfährt, daß in einer bestimmten Breite die ganze Grenze entlang, jedes Gebäude, jeder Baum, alles Gesträuch vollkommen rasirt ist, so daß Nichts die Blicke hindert und kein Mensch unbemerkt den militärischen Gürtel, welcher der Zölle halber gezogen worden, durchbrechen kann. Wo ist da die von den russischen Skribenten, Journalartikelfabrikanten und Büchermachern so hoch gepriesene Zivilisation? — Gott bewahre uns vor unseren Freunden, mit unseren Feinden wollen wir schon fertig werden.
(Eisenbahn.)

— Man las jüngst in vielen Zeitungen den Bericht eines beklagenswerthen Vorfalls, nach welchem ein Geistlicher zu Berlin sein Dienstmädchen durch grausame Mißhandlung tödtlich verletzte. Die Gemißhandelte ist nun gestorben, der Geistliche jedoch noch immer im Amte und, wie man hört, selbst nicht in Untersuchung, da durch Vermittelung und Geldentschädigung jenes Mädchen von dem Klagerechte abgebracht wurde. Ob nun das Gesetz bei dem Tode des Mädchens schweigen wird, ist eine Frage, welche die öffentliche Stimme lebhaft erörtert und sich mit Heftigkeit darüber äußert. Dem Vernehmen nach hätte jener Geistliche Urlaub auf ein Jahr erhalten, damit die Meinung über ihn Zeit zur Beruhigung erhalte; die gewaltthätige Handlung, wie dieselbe in's Publikum

gelangt, ist jedoch so erschütternd, daß, wenn Berichtigung und Rechtfertigung möglich, diese nicht versäumt werden sollte. (K. Z.)

— Zur Charakteristik des Hofraths Rousseau. Der Ultramontanismus verkappt sich oft in wunderliche Gestalten! Da beurtheilt J. B. Rousseau, der bekannte Römler und Römling, in der preußischen Allgemeinen die Gedichte des jüngst verstorbenen Grafen Alexander von Württemberg. Er lobt ihn als ausgezeichnet dichterischen Geist, aber er findet ein fatales Haar im Patriotismus des Grafen. Von diesem sagt er nämlich: „Dieser sein Patriotismus droht übrigens an das Lächerliche zu streifen, wenn man sich in seinem Gedichte: Der Römerfeind zur Wahrung der Deutschheit und gegen „„das Gift des Römerthums““ mit dem bedauernden Zusatze erklärt:

Noch herrschen die Namen
Der römischen Kirche,
Des römischen Rechts,
Des römischen Reiches
Im Lande der Deutschen.

Der Dichter hätte, um nur von einem zu reden, wissen sollen, daß die Verfassung des römischen Reiches für Fürsten und Völker Garantieen und einen Rechtsschutz boten, die den Kundigen bestimmen müssen, seiner nur mit gebührender Achtung zu denken.“ Wir glauben, daß man sich erstaunt fragt: wie kommt das hierher? Wir wollen dem Leser das Räthsel lösen; den Sack schlägt man und den Esel meint man; der eigentliche Zorn des frommen Hofraths geht auf die böse Zeile: „der römischen Kirche.“ Man hat aber nicht den Muth, in einer Zeitung des ersten Protestantischen Staats zu sagen: der Dichter hätte wissen sollen, daß die römische Kirche für Fürsten und Völker Garantieen bot u. s. w. und schob gar weislich das „liebe heil'ge römische Reich“ unter. Man dachte dabei mit listigem Lächeln, „der Kundige“ wird wohl verstehen, wenn wir sagen: „um nur von einem zu reden“, und wissen, von wem wir verlangen, daß „seiner nur mit gebührender Achtung“ gedacht werden dürfe. O ja, „der Kundige“ erkennt auch wohl die Tonsur und das Jesuitenkäppel, wenn sie gleich unter Haartour und rundem Hut versteckt sind. Philister über dir, du Schalk! — (Eisenbahn.)

— Aus Marburg ist die Nachricht eingegangen, daß Jordan in voriger Woche den dritten Todesfall in seiner Familie während seines Prozesses erlebt hat. Im verflossenen Jahre hatte er den Tod seiner vierzehnjährigen, im Frühjahr des laufenden Jahrs den einer neunzehnjährigen Tochter aus erster Ehe zu betrauern. Jetzt ist ihm auch sein hoffnungsvoller Sohn, der den akademischen Studien oblag und in der letzten Zeit an Schwindsucht kränkelte, durch den Tod entrissen worden. (S. M.)

— Die sterblichen Ueberreste Karl Maria v. Weber's — schreibt man aus London — sind aus ihrer Ruhestätte in der Kapelle von Moorfields fortgeführt worden; sie werden dem ältesten Sohne des Verstorbenen überliefert werden, der deßhalb in diesem Augenblicke in England verweilt, um sie in Empfang zu nehmen und über Hamburg nach Dresden zu bringen. Eine in London eröffnete Subskription, welche sich der in Deutschland eröffneten zu Gunsten eines Denkmals für den großen Tonsetzer anschließt, ist bereits mit nahmhaften Beiträgen versehen und gibt den besten Beweis, wie sehr der Name Weber's bei uns in gefeiertem Andenken steht.

— Eine Gesellschaft von Kölner Frauen und Mädchen sind im Begriffe, dem Männergesangvereine, der bei dem Genter Konkurse den ersten Preis davontrug und Alles, was zu guten milden Zwecken geschieht, stets mit der bereitwilligsten Zuvorkommenheit durch seine schönen Leistungen unterstützt, eine prachtvolle Fahne zu sticken, welche dem Vereine, als eine Anerkennung seiner Verdienste um die Kunst des Gesanges und die Armen der Stadt Köln, verehrt werden soll. (F. O.-P.-A.-Z.)

— Abdikation Mehemed Ali's. Man schreibt aus Alexandrien vom 27. Juli: „Se. Hoheit, der Vicekönig hat so eben Alexandrien plötzlich (brusquement) verlassen, indem er erklärte, er entsage für immer auf Aegypten und auf alle öffentlichen Angelegenheiten (qu'il renonçait pour toujours à l'Egypte et aux affaires), und ziehe sich zurück nach Mecca. Ibrahim Pascha ist zu Alexandrien. Die Stadt ist ruhig.“ (Mehemed Ali ist 1769 — in demselben Jahre wie Napoleon Bonaparte — zu Kavala in Rumelien geboren, mithin jetzt 75 Jahr alt; Vicekönig von Aegypten ist er seit 1. April 1806; Ibrahim Pascha ist 1786 geboren, steht also im 86sten Jahr.) (F. O.-P.-A.-Z.)

— Kartoffelbier, Ersatz für Branntwein. In der Kölner Zeitung lesen wir Folgendes: Es ist in diesen Blättern häufig zur Sprache gebracht worden, wie erwünscht und nothwendig es für die arbeitende Klasse wäre, ein gesundes und wohlfeiles Bier haben zu können, welches die Stelle des von allen Mäßigkeitsvereinen verworfenen Branntweines ersetzen könne. Landwirthe in Gegenden, welche durch die Kultur der Kartoffeln zu Wohlstand gelangten, indem selbige zu Branntwein verarbeitet wurden, werden daher mit Interesse lesen, wie man auf leichte Weise auch ein sehr angenehmes und gesundes Bier aus denselben darstellen kann. Nach Hermbstädt rechnet man zu einem Gebräue von 500 berl. Quart 1118¼ Eimer eines solchen Bieres:

1) 10 berliner Scheffel (= 100 Pfund) Kartoffeln,
2) 1 „ „ (= 60 Pfund) bernsteinfarbenes Gerstenmalz und
3) 20 Pfund des besten Hopfens.

Das Verfahren dabei ist folgendes: Die Kartoffeln werden, eben so wie zum Branntwein, in Dämpfen gekocht und auf der Quetschmühle gemahlen, hierauf aber in einer kupfernen Pfanne von Neuem mit 800 Ort. Wasser dergestalt gekocht, daß der Kartoffelbrei sich ganz in der Flüssigkeit auflöst. Während des Kochens muß die Masse zur Verhütung des Anbrennens beständig gerührt werden, unterdessen aber wird das Gerstenmalz in einem Maischbottig mit 40 Ort. lauwarmen Wassers zu einem Brei eingerührt und mit möglichster Sorgfalt unter einander gekrückt. Sobald nun die Kartoffeln in der Pfanne völlig aufgelöst sind, wird die ganze Masse kochend heiß auf das eingemaischte Gerstenmalz übergetragen und mit demselben eine Stunde lang mit möglichstem Fleiße durchgearbeitet. Man läßt es hierauf etwas stehen und zapft hernach die Flüssigkeit oder sogenannte Würze ab, welche nun wieder in die Pfanne gebracht, bis zum Kochen heiß gemacht und in diesem Zustande noch einmal auf die Trebern übergetragen und mit denselben tüchtig verarbeitet wird. Nachdem sie ungefähr eine Stunde darüber gestanden hat, zapft man sie von Neuem ab und kocht sie mit der angegebenen Quantität Hopfen bei gelindem Feuer zu der Quantität von 550 Ort. ein. Diese mit Hopfen abgekochte Würze wird nun durch die Hopfenseihe in einen Bottig geleitet und von da auf dem Kühlschiffe bis zu 14° Reaum. abgekühlt, hierauf aber mit 3 Ort. Hefen im Gährungsbottige angestellt. Sobald die Gährung in soweit vorüber ist, daß die Hefendecke zu sinken anfängt, nimmt man die Oberhefen ab und bringt die vergohrene Flüssigkeit von den Unterhefen auf Fässer, auf welchen sie die Gährung vollendet. Das Bier ist leicht und wohlschmeckend, muß aber wegen seiner geringen Haltbarkeit bald weggetrunken werden.

Heinsberg. D. Voget.

Steckbrief.

Es wird hiemit bekannt gemacht,
Daß auf dem Feste gestern Nacht
Ein Mädchen hier aus dieser Stadt
Gar manches Herz gestohlen hat.

Sie schlich damit sich plötzlich fort,
Man kennt nicht ihren Zufluchtsort;
Woran man sie erkennen kann,
Zeigt dies Signalement hier an:

Ihr Lockenkopf ist blond wie Gold,
Die Aeuglein blau und wunderhold,
Das Mägdlein köstlich, rosig, fein,
Die Zähne blank wie Elfenbein.

Die Wänglein roth auf Liliengrund,
Das Schwanenhälschen blendend, rund,
Ihr Füßchen leicht, von kaum acht Zoll,
Das Händchen seiden, sanft und voll.

Sie ist nicht groß, doch auch nicht klein,
Ihr Wuchs ist schlank, die Taille fein,
Ihr Busen schwellend, weiß wie Schnee:
Kurzum, ein Engel, eine Fee.

Ein sond'res Merkmal ist noch dies:
Wenn's Diebchen lächelt, zaubrisch süß,
So bilden sich voll Reiz und Zier
Zwei Grübchen in den Wangen ihr.

Jedwedem leuchtet wohl nun ein,
Wie höchst gefährlich sie kann sein
Für eines jeden Jünglings Ruh,
Wenn er verliebt ist noch dazu.

Wir bitten derowegen All',
Daß jeder im Betretungsfall
Sie fesselt mit der Liebe Band
Und sicher bringt in Hymens Land.

Verhaftungskosten zahlt zurück
Ganz sicher bald der Liebe Glück.
Wir sind in Dienstergebenheit
Zu gleichen Diensten stets bereit. (Schaluppe.)

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

Die schöne zehnbändige Ausgabe von Byron

☞ für nur 1 Thlr. 18¾ Sgr. oder 2 fl. 42 kr.!

(532.) Die unterzeichnete Buchhandlnug, sowie alle Buchhandlungen Deutschlands, sind in den Stand gesetzt, so lange der noch kleine Vorrath ausreicht,

Lord Byron's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von Mehreren.

10 Bände in Schillerformat.

Pforzheim, 1842. broch.

für nur 1 Thlr. 18¾ Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

zu liefern. — Allen Verehrern Byron's glauben wir hiermit eine angenehme Nachricht zu ertheilen. Die Uebersetznng ist anerkannt vorzüglich, die Ausstattung elegant.

☞ Auf 12 zumal bestellte Exemplare überdies 1 Freiexemplar.

Friedrich'sche Buchhandlung
in Siegen und Wiesbaden.

Der Duisburger Katechismus wieder frei!!

(533.) Nachdem das Königl. Ober-Zensur-Gericht die Druckversagung aufgehoben, hat bei C. H. Schmachtenberg in Duisburg so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Katechismus über die Unterscheidungslehren der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche, nebst den betreffenden Beweisstellen der heil. Schrift. Herausgegeben durch mehrere Geistliche der Kreis-Synode Duisburg. Preis: 2½ Sgr.

(534.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen:

Galileo Galilei.

Zu seinem Gedächtniß im zweiten Säcularjahr seines Todes.

I. Sein Leben und seine Werke.

Von Libri.

Nach dem Franz. mit Anmerkungen von F. W. Carové.

Mit Abbildungen der Statue Galilei's zu Florenz.

Geheftet. Preis 22½ Sgr.

(535.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandl. erschien:

Der Treppenbau.

Ein Handbuch

für Bauhandwerker, Schreiner und Zimmerleute.

Von P. E. Bacharach.

Mit besonderer Bestimmung für Gewerbe- und Sonntagsschulen, wie zum Selbstunterricht. Nebst 26 Tafeln Abbild. auf stark. Kupferdruckpap. 8¾ B. Text. gr. qu. Geheftet. Die Tafeln mit besonderem Titel. 2 Rthlr.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandl. in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(536.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung hat so eben folgende äußerst interessante Schrift die Presse verlassen und wird sofort in den Buchhandel versandt werden:

Teutschland und die Donau-Mündungen.

Ein Beitrag

zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation.

Von einem Officier.

Groß Oktav. 78 Seiten auf schönem weißen Maschinen-Velinpapier. Preis 12½ Sgr. — 45 Kr.

Der Zweck dieser Abhandlung soll kein anderer sein, als durch die Beförderung der materiellen Wohlfahrt auf die Einigung der teutschen Nazion in allen ihren Gliedern möglichst hinzuwirken, damit wir Einsicht — hierdurch Selbstvertrauen und Muth — durch diese aber die nöthige Kraft erhalten, den Gefahren, welche dem wankenden Gleichgewichte der europäischen Staaten, unserer Selbstständigkeit und Nazionalehre und der europäischen Civilisation von Osten her drohen, Trotz zu bieten, und dieselben durch unser Dasein — wenn aber dieses nicht ausreichen sollte — durch unsere Arme zu entfernen.

(537.) In unterzeichneter Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ferien-Büchlein,

enthaltend

Erzählungen, Beschreibungen, Briefe, Gedichte, Fragen und Aufgaben

zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend in schulfreien Tagen und Stunden

von

J. C. L. Völkerling.

Zweite Auflage. 1. Heft à 2½ Sgr.

Dasselbe erscheint in 6 Heften mit 6 Abbildungen (ein 7. wird gratis beigegeben). Jedes ist auch einzeln zu haben und der Preis bei Abnahme von 25 Heften auf einmal à 2 Sgr.

Eltern, Lehrer und alle Kinderfreunde werden bei nur geringer Durchsicht gewiß den guten Zweck, der hier zu Grunde liegt, erkennen und dieses Büchelchen, welches schon so sehr großen Beifall gefunden, nicht unbeachtet lassen. Kein solch kleines Geschenk für Kinder kann mehr geeignet sein, Lust und Liebe zum Lernen in schulfreien Tagen anzufachen, als dieses ganz eigen für die Jugend bearbeitete Ferien-Büchlein. Der Preis ist so billig gestellt, daß es nur der kleinen Ausgabe bedarf, um sich von dem passenden Inhalte zu überzeugen.

Graudenz, im Juni 1844.

C. G. Röthe'sche Buchhandlung.

(538.) In der Buchhandlung von J. C. Seitz in Ulm sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Landwirthschaftliches

aus

Württemberg.

Von

Rentamtmann **Reinhardt** in Wain.

II. Enthaltend;

1) Beiträge zur Verbesserung der Wiesenkultur;
2) Ueber den Mangel an Dünger und dessen Abhülfe durch die Gründüngung mittelst des Lupinen-Baues.

8. geh. 7½ Sgr. oder 27 kr.

An diese Schrift schließt sich von demselben Verfasser an:

Der Hopfenbau

im

Königreich Württemberg

und insbesondere in

Ober-Schwaben.

Mit einer Abbildung.

8. geh. 3¾ Sgr. oder 12 kr.

☞ Beide Schriften zusammen genommen kosten jedoch nur 6¼ Sgr. oder 24 kr.

(539.) Bei Const. Riese in Saalfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Juristisches Wörterbuch

oder Handbüchlein zum Verstehen aller in der Aktensprache, den gerichtlichen Bekanntmachungen und allen dahin bezüglichen Aufsätzen und Verhandlungen vorkommenden fremden Wörter.

Nebst einem Anhange,

Advokaten-Spiegel

betitelt.

Ein Noth- und Hülfsbuch für Jedermann.

Preis 10 Sgr. oder 36 Xr.

(540.) In der C. Macklot'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Erfahrungen

im

Eisenbahnwesen

von

A. W. Beyse,

Civil-Ingenieur und Architekt.

Erstes Heft. gr. 4. broch. 3 Bogen mit einem Steindruck. 45 kr. oder 15 Sgr.

Zweites Heft. gr. 4. broch. 15 Bogen mit drei Steindrücken. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 11¼ Sgr.

Drittes Heft. 22 Bogen mit zehn Steindrucktafeln. 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 22½ Sgr.

Sämmtliche Werke

von (541.)

Joseph Freiherr v. Auffenberg.

Erste Gesammt-Ausgabe in Schiller-Format.

Der Band enthält 350—400 Seiten auf Masch.-Velinpap.

Subskriptions-Preis per Band à 12½ Sgr. — 45 Kr.

Mit Verbindlichkeit auf das Ganze.

Erscheinen in 3 Sektionen:

I. 1—7. Band: **Trauerspiele.**

II. 8—15. Bd.: **Schauspiele und dramatische Dichtungen.**

III. 16—21 Bd.: **Neuere dramatische Werke und vermischte Schriften.**

Die 3. Sektion ist vollendet.

Erschienen sind folgende Bände:

1. Bd: **Pizarro. — Die Spartaner. — Der schwarze Fritz.**
2. Bd: **Die Bartholomäusnacht. — Die Flibustier.**
8. Bd: **Ludwig der Eilfte in Peronne. — Das böse Haus. — Der Löwe von Kurdistan.**
9. Bd: **Alhambra, erster Theil: Boabdil in Kordova. — Abenhamet und Alfaïma.**
16. Bd: **Berthold der Zähringer. — Die Raketen des Teufels.**
17. Bd: **Die Hexe von Pultawa. — Das Nordlicht von Karlsruhe. — Cäsar Morbel's Testament. — Denkschrift des Holofernus Spontenknabel.**
18. Bd. **Die Furie von Toledo. 2 Theile in 1 Band.**
19. Bd: **Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Kordova. 2 Theile in 1 Bande.**
20. Bd. **Polyanthea, eine Sammlung verschiedener Gedichte. — 1. Gedichte komischer Gattung und unvergoldete Pillen. — 2. Oden, Lieder und Sonette. — 3. Romanzen und Balladen.**
21. Band: **Skanderbeg, heroisches Schauspiel in 5 Aufzügen.**

Alle 14 Tage erscheint ein Band. Band 3—7 und 10—15 werden noch in 1844 vollendet. In allen Buchhandlungen werden fortwährend Subskriptionen angenommen. Siegen, im Juli 1844.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

(542.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Konstruktion und Kritik

der

Hegel'schen Logik.

Von L***

8°. Preis 15 Sgr. 88 Seiten.

In dem vorliegenden Werkchen ist die Hegel'sche Logik von dem Kantischen Prinzip, daß Raum und Zeit nicht wirklich sind, mathematisch abgeleitet worden. Ein Prinzip, das auch Kant in der Kritik der reinen Vernunft stets berücksichtigt hat. Der Verfasser schmeichelt sich, daß seine Schrift jedem Gebildeten ohne große Mühe verständlich sei. Die Logik war bisher so unverständlich, weil man sie als ein Stückwerk auffaßte, als ein Aggregat verschiedener Sätze ohne innigen Zusammenhang; obgleich dieser letztere nicht größer sein könnte, wie aus dem obigen Werkchen überzeugend hervorgeht. Es sind in demselben die wichtigsten Sätze der Logik, mehr als hundert, ganz einfach aus jenem Kantischen Satze entwickelt.

(543.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchh. ist erschienen:

Rikaschaton.

Die Kunst der Chinesen oder Orientalen, in dreißig Stunden malen zu lernen.

Von **P. C. Bacharach.**

Mit sieben Tafeln Abbildungen. Quer-Quart. Geheftet Preis 1 Rthlr.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.